

Kopie der ersten Seiten der Erinnerungen meines Vaters Friedrich Gruner (1907-1995), die ich unter den Titel „Leipzig – St.Moritz – Leipzig“ 2015 für den Familienkreis herausgegeben habe. Auf diesen Seiten beschreibt er seine Kindheit in St.Moritz bis zum schmerzlichen Abschied aus dem Engadin 1920.

Oft schon im Leben bin ich danach gefragt worden, wie weit ich mich wohl an meine früheste Kindheit erinnern könnte. Die Meinungen der Menschen gehen hier weit auseinander. Die einen behaupten, sich noch an ihr Steckkissen erinnern zu können, die anderen haben nur noch eine düstere Vision von ihrem 5. oder 6. Lebensjahr. Ich selbst kann mich noch gut an so manche Dinge erinnern, die sich ereigneten, als ich knapp 3 Jahre alt war. Meine allerfrüheste Erinnerung ist mir noch sehr gegenwärtig. Ich lehnte mit meinem Kindermädchen aus einem breiten Treppenfenster heraus, denn in dem Haus vis-à-vis von uns ereignete sich etwas für meine jugendlichen Augen höchst Interessantes. Ein schwarzer Wagen war vorgefahren, der mit 2 schwarz behängten Pferden bespannt war. 4 Männer trugen eine schwarze Kiste und luden sie dann auf den Wagen. Mit vielen Blumen geschmückt, fuhr dann der Wagen fort und viele schwarz gekleidete Menschen folgten diesem, für mich so interessanten Vehikel. Ich dachte es mir herrlich, auch einmal in einer derartigen Kutsche zu fahren. Ich ließ das Fragen und Betteln nicht, warum ich denn nicht mitfahren dürfte. „Wenn Du tot bist, dann darfst Du auch in so einer Kutsche fahren.“ kam endlich die Antwort aus dem Mundes des Kindermädchens. - Ja, was war denn tot? Ich kannte die Begriffe artig und unartig, aber tot, das war mir etwas ganz Neues. Und wieder verlegte ich mich aufs Betteln um zu erfahren, was ich denn zu tun hätte, um tot zu sein. Es kam die aufschlussreiche Antwort, dass ich dann eben eine Leiche sein müsste. Ich hatte natürlich auch nicht die leiseste Ahnung, was eine Leiche sei, aber eins stand fest, ich wollte eine Leiche sein, um mich in den Genuss einer derartig herrlichen Fahrt in so einem mit Blumen geschmückten Wagen zu setzen. Ich kannte ja nur die verschiedenen offenen und geschlossenen Wagen meines Vaters, die dunkelgrün mit hellgelben Rädern waren, auf die mein Vater sehr stolz war. Sie wurden gezogen von 2 prächtigen Apfelschimmeln. Wilhelm, unser ostpreußischer Kutscher, betreute diese edlen Vierfüßler. Wenn niemand guckte, wurde ich auch manchmal auf den Rücken eines dieser weißen Giganten gesetzt, bis Amie, unsere treue Erzieherin, diesem gefährlichen Spiel schreckensbleich ein Ende setzte.

Amie war eigentlich als Erzieherin meiner 6 Jahre älteren Schwester in unser Haus gekommen. Sie hatte entschieden einen Narren an mir gefressen, denn sie übernahm aus freien Stücken die körperliche und später auch die geistige Betreuung ihres „Engelskaters“ wie sie mich zu nennen pflegte. Liebe gute Amie, auch ich liebte Dich zärtlich. Du warst in jeder Beziehung meine Vertrauensperson und wenn ich irgendwelche Sorgen hatte, dann kam ich nur zu Dir. Du zogst mich an von Kopf bis Fuß, Du füttertest mich und wusstest für alle meine Ungezogenheiten immer eine Entschuldigung. Du hast mich vom ersten Schultag an unterrichtet. Du hast mir das Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht und Du hast selbst noch Latein gelernt um mich bis zur Quinta unterrichten zu können. Als Du dann der strengen Hand eines Hauslehrers weichen musstest, gingst Du schweren Herzens. Auch ich konnte kaum meinen großen Kummer verbergen, aber ich ließ mir dies unter gar keinen Umständen anmerken. Ich brachte Dich noch mit meinen Geschwistern auf den Bahnhof in Zürich und statt des zärtlichen Abschiedskusses, den ich Dir doch so gerne gegeben hätte, gab ich Dir einen Tritt. So verzweifelt war ich. Verzeih mir, liebe alte Amie. Ich habe noch viele Nächte darauf bittere Tränen vergossen.

Ich stand dann noch etwa 10 Jahre mit unserer Amie in Korrespondenz, aber ich habe sie nie wieder gesehen. Ich hätte mich doch noch so gerne persönlich für den Tritt entschuldigt. Sie lebte zuletzt schwer von Gicht geplagt in Bad Ems bis sie dann im Jahre 1928 starb. Ich habe ihr unendlich viel im Leben zu danken und ich werde sie nie vergessen.

Ich hatte wohl die besten Eltern von der Welt, aber in nähere Berührung kam ich eigentlich nur selten mit ihnen. Ich war ja immer irgendwelchen Vertrauenspersonen zugeteilt. In meiner frühesten Jugend in Leipzig sehe ich eigentlich meine Eltern nur vor mir im Frack resp. Grande Toilette, wenn sie schnell noch an mein Bettchen kamen um mir gute Nacht zu sagen. Dann entschwanden sie zu irgendeiner Gesellschaft.

An meine beiden Großmütter erinnere ich mich noch sehr genau. Die Mutter meines Vaters, Thekla Gruner geb. Demiani, war sehr bedrohlich und sonnte sich in ihrem unermesslichen Reichtum in ihrer Protzvilla in der Karl-Tauchnitz-Strasse in Leipzig. Wir hatten alle Angst vor ihr, weil sie so sehr belehrend war. Sie konnte meine Mutter nie leiden und hat es meinem Vater nie verziehen, dass er eine Nicht-Leipzigerin heiratete. Meine andere Großmutter Sophie Crome geb. v.Siemens, die Schwester vom großen Werner v.S., dem Gründer der Firma, war direkt das Gegenteil von Großmutter Gruner. Sie war ein Original, liebevoll und großzügig. Sie liebte alle ihre vielen Enkel und war zu allen Schandtaten bereit. Ihr Mann, also mein Großvater, war ein angesehener Jurist und kam vom Appellationsgericht in Lübeck an das Reichsgericht in Leipzig. Das Reichsgericht wurde aber vom feinen Clan in Leipzig nicht getappt. Dieser Zustand hielt eigentlich noch Jahrzehnte an, bis Louisa Brockhaus, die Großmutter von Lili, diesem Spuk ein Ende bereitete.

Meine Jugend verbrachte ich fast immer in St.Moritz, wo die Eltern ein zauberhaftes Haus unterhalb vom *Suvretta*-Hotel hatten. Die Übersiedlung war jedes Mal eine einzigartige Performance. Da Leipzig eine Kopfstation war, rollte erst ein Güterwagen auf das Gleis. In diesem Wagen war der Kutscher mit den Pferden und unserem sonstigen Getier sowie der Konzertflügel meiner Mutter, die eine begnadete Pianistin war. Ihre Klavierlehrerin war noch Schülerin von Clara Schumann gewesen. Der besagte Güterwagen wurde dann an den Expresszug nach Chur angekoppelt. Bevor der Zug abfuhr, packte mich mein Vater an der Hand und ging mit mir zur Lokomotive. Er reichte dann immer dem Lokomotivführer ein Goldstück und sagte dann zu mir: „Sieh mal, dieser Mann hat nun die Verantwortung für den ganzen Zug!“ Von Stund an habe ich Respekt vor dem Wort „Verantwortung“, was heute leider oft missbraucht wird.

Das Haus in St.Moritz, die Villa Saxifraga hatte einen wunderbaren Blick bis Sils Maria. Auch die ersten italienischen Berge konnte man von dort aus sehen. Ewiger Schnee krönte die riesigen Bergmassive, von denen donnernde Wasserfälle das Schmelzwasser zu Tale brachten, das sich dort in die verschiedenen blauen Seen ergoss, die in einem dauernden Farbenspiel vom zartesten Türkis bis zum fast schwarzen Dunkelblau wechselten. Riesige Steinadler kreisten beutesuchend an den steilen Berghängen und das Pfeifen der Murmeltiere gellte durch das lange Tal. In dieser ewigen gottesnahen Natur hatten meine Eltern ihre Zelte aufgeschlagen. Einesteils der Gesundheit meines älteren Bruders zuliebe, der etwas kränklich war, andererseits um dem gesellschaftlichen und sonstigem Getriebe Leipzigs zu entgehen. Ich glaube auch, dass sich mein Vater vor seinen Leipziger Freunden genierte, dass er sich mit 42 Jahren vom Geschäft zurückgezogen hatte. Seine gleichaltrigen Freunde waren doch alle noch in ihren Geschäften.

Hier in der Saxifraga lebten meine Eltern glücklich, umgeben von ihren 5 Kindern, vielem Personal, edlen Pferden und rassigen Hunden. Die amüsantesten und interessantesten Menschen gingen in unserm Haus aus und ein, und von gekrönten Häuptionern bis zu Hochstaplern und sogar Mördern wurden wir nicht verschont. Es war ein massives mit Holz umkleidetes Haus, an welchem an der Südseite eine riesige Terrasse vorgebaut war. Auf der Terrasse begann schon frühzeitig der Tag, denn meine Mutter liebte es, im Freien zu frühstücken. Dies war für uns eine höchst überflüssige Angelegenheit, denn die Engadiner Nächte sind kalt und selbst im Hochsommer sind Nachtfröste keine Seltenheit. Ich sehe noch die zitternde bläuliche Flamme des Rechauds, das als einziger wärmespendender Gegenstand in der Mitte des Frühstückstisches stand um den Porridge wenigstens lauwarm zu halten. Meine Geschwister und ich saßen mehr oder weniger fröstelnd um den Tisch herum und meine Schwestern hatten zuweilen voller Protest ihre Pelze und dicke Handschuhe angezogen, um so den Kampf mit der Arktis besser aufnehmen zu können. Nur meine Mutter strahlte und ihre wunderbaren Augen freuten sich an der über dem Piz Corvatsch aufgehenden Sonne, die einen echten, wolkenlosen Engadiner Tag versprach. Meiner Mutter waren diese kleinen Unbequemlichkeiten eines solchen sommerlichen

Frühstücks ziemlich gleichgültig. Sie liebte ihr Engadin, die Luft und das Licht und wollte hiervon jede Minute genießen.

Gleich nach dem Frühstück entschwebte mein Hauslehrer mit mir und es begann der Unterricht. Mein Hauslehrer war ein großer hagerer Mensch von ca. 35 Jahren. Wir hatten ihm den Spitznamen „Rasputin“ gegeben, denn er trug einen riesigen schwarzen Vollbart, der ihm offenbar ein älteres Aussehen verschaffen sollte. Dieser Rasputin war ein herzensguter Kerl. Er war so kurzsichtig wie nur irgend möglich und seine fingerdicken Brillengläser verkleinerten seine Augen wie Stiefelknöpfe. Dadurch entgingen ihm so manche Bosheiten, die ich während des Unterrichts losließ. Er duldete es auch widerspruchslos, dass meine gefiederten Lieblinge frei im Unterrichtsraum umherflogen. Er hatte nichts zu lachen, wenn sich Tamino, mein zahmer Star, auf seinem zottigen Haupte niederließ und dort mit seinem Schnabel nach Kleingetier suchte. Auch vergingen regelmäßig einige Minuten mit der Suche nach dem Federhalter, denn den hatte der Specht verschleppt, der ihn mit viel Getöse in eine Ritze des Fußbodens zu vermauern gedachte. Dazu besaß ich noch eine riesige Voliere, in der so ziemlich alle einheimischen Vögel vertreten waren. Um diesen Bestand auf der Höhe zu halten und womöglich noch zu vergrößern, hatte ich am Verandafenster eine Vogelfalle, die durch eine Schnur betätigt wurde. Diese Schnur hatte ich natürlich während des Unterrichts in der Hand, um daran zu ziehen, wenn ein Vogel aus Fressgier im Begriff war, sich in Gefangenschaft zu begeben. Dann hörte ich nur noch in der Ferne, wie sich der gute Rasputin damit abmühte, mir etwas von *agricola* dem *Landmann* erzählen oder mich in der Rechenkunst zu unterweisen. Aber es waren nicht nur die gefiederten Sänger, die mein Herz erfreuten. Ich hatte noch Kaninchen, Ratten und Mäuse, Terrarien mit Schildkröten, Fröschen und Salamandern und meine besonderen Lieblinge waren die Alpen-Moormolche, die ich im Hahnensee auf dem Weg zur Fuorcla Surlej gefangen hatte. Eine wahre Leidenschaft hegte ich aber für die Forellen, die Seen, Flüsse und Bäche des Engadins in allen möglichen Farben und Abarten bevölkerten. Es verging im Sommer kaum ein Tag an dem ich nicht angeln ging. Ausgerüstet mit lebenden und künstlichen Ködern, zog ich dann los, und wenn die Beute auch manchmal bloß gering war, so freute ich mich schon, wenn ich wenigstens ein paar Forellen gesehen hatte. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem graziösen Spiel dieser flinken Räuber, und stundenlang konnte ich die Angel mit der künstlichen Fliege auswerfen, bis ab und an doch einmal eine zappelnde Betörte daran hing.

Ja, der Sommer war schön, wenn auch sehr kurz im Engadin. Einen Frühling und einen Herbst gab es eigentlich nicht. Die größte Zeit des Jahres deckte ein weißes Tuch das weite Tal. So schön der Engadiner Winter war, so schön war der Sommer. Ich möchte keinen Tag der langen Jahre, die ich in dieser Gegend leben durfte, missen. Die eigentliche Saison erstreckt sich im Sommer über den Juli und August und im Winter über den Dezember, Januar und Februar. In diesen paar Monaten strömten die Menschen aus aller Herren Länder zusammen, um Luft und Sonne und vielleicht auch, aber dies nur nebenbei, das heilkräftige Wasser zu genießen. Aus diesem Grunde ist auch der gesamte Hotelbetrieb auf diese kurzen Zeitspannen eingestellt, um die Fremden in dieser Zeit möglichst zu schröpfen. An dem Kachelofen unseres Freundes und Arztes Dr. Bernhard stand folgender Spruch:

*Wo Luft und Wasser Wunder tun und sich die Beutel leeren,
da lässt's fein gut sein sich und ruh'n und seine Schäflein scheren.*

Und es ist in der Tat so. Mancher hat dort in erstaunlich kurzer Zeit ein Riesenvermögen zusammengescheffelt. Aber wer es nicht verstand, die Fremden zu schröpfen oder in der Zwischenzeit ein einträchtiges Gewerbe im Unterland betrieb, der wurde bald bettelarm. So erging es unendlich vielen, die große Häuser dort aufbauten und sich einbildeten, dort die Hände in den Schoß legen zu können. Ein wahrer Unstern schwebte über diesen Bauten, die gar bald verlassen wurden und elendiglich verkamen.

Wie ich schon erwähnte, liebten es meine Eltern, ihre 5 Kinder stets um sich zu haben. So zog im Sommer die ganze Familie gemeinsam los, um irgendeine Bergtour oder Wanderung zu unternehmen. Meistens kamen noch Bekannte und diese noch mit ihren Familien mit, so dass es keine Seltenheit war, wenn wir Stücker 20 an der Zahl ausrückten. Wir hatten in Rucksäcken und Taschen unser Essen mit und dann wurde an irgendeinem idyllischen Plätzchen gepicknickt. Nachmittags marschierten wir sehr oft gemeinsam mit unseren

Hunden in die wunderbare Konditorei Hanselmann in St.Moritz, wo wir unsern bestimmten Tisch hatten, der ausschließlich für uns reserviert war. Mit diesem Tisch hatte es seine Bewandnis. Gegenüber war ein Spiegel angebracht, in dem man jeden eintretenden Gast sehen konnte. Das war in der Hochsaison ein höchst ergötzliches Schauspiel, denn man sah dort Könige, Prinzen, Fürsten, internationale Politiker, Großindustrielle, Filmschauspieler etc. Kurzum den gesamten Zoo der Menschheit.

Im Winter stand täglich ein riesiger Schlitten punkt 11 Uhr vor der Tür, der uns auf den *Ice-Rink* des *Kulm* Hotels brachte. Dort liefen wir Schlittschuh und ließen uns in der unbeschreiblich schönen Sonne rösten. Manchmal lunchten wir auch auf dem Eisplatz und die Kellner servierten auf Schlittschuhen.

Im März setzt im Engadin die Schneeschmelze ein und dann flieht alles, was Beine hat, ins Unterland. Die Strassen der Kurorte sind dann reißende braune Bäche und die Hotels sind alle geschlossen. Wenn es so weit war, hielten es meine Eltern auch nicht mehr länger aus. Spätestens am 1.April ging es nach Zürich. Es soll ein sehenswerter Anblick gewesen sein, wenn sich die 7-köpfige Familie mit Lehrkörpern, Personal und dem zugehörigen Gepäck auf Reisen begab. Natürlich mussten die Hunde und Vogelbauer mit. In Zürich wurde dann das nachgeholt, was wir im Engadin entbehren mussten. Wir schwelgten in Theatern und Konzerten und hatten eine interessante Geselligkeit in den gastfreien Züricher Häusern. Für die Monate April und Mai nahmen wir Quartier in dem märchenhaft gelegenen *Dolder-Grand-Hotel*. Wir bezogen hier immer das gleiche Apartment mit dem zauberhaften Ausblick auf den Züricher See und die umliegenden Berge.

Das Hotel war um diese Jahreszeit bis auf das letzte Badezimmer besetzt und in allen Sprachen wurde das Haus, die Lage und der Züricher Frühling gelobt. Die erlesendsten Speisen wurden in dem eleganten Restaurant dargereicht. Die Kellner gingen erst einmal stumm mit ihren Tablettts um den Tisch herum und servierten erst dann, wenn man durch beifälliges Kopfnicken bekundet hatte, dass einem die dargebotene Speise recht wäre. Bei schönem Wetter aß man auf den großen Terrassen und eine dezente Kapelle spielte im Park. Tagsüber kleideten sich die Menschen höchst einfach. Sobald aber das Licht brannte, sah man die neuesten Modeschöpfungen des ganzen Erdballs und den Schmuck dazu, den man eigentlich nur vom Hörensagen und von Abbildungen mit dem Zusatz „Natürliche Größe“ kannte. Viele dieser unglücklichen Schmuckbesitzer hatten ihre Privatdetektive mit und selbst durch diesen Schutz konnten sie sich wohl kaum eine Minute wirklich an ihrem Besitz freuen. Morde, Verbrechen und Skandale waren an der Tagesordnung. Die Hotelportiers sahen und hörten die tollsten Dinge. Sie hätten Bücher darüber schreiben können, aber sie taten es nicht. Sie strichen enorme Trinkgelder ein, nahmen alles freundlich lächelnd in sich auf und warfen selbstständig Gäste, die nicht in das Milieu des Hotels zu passen schienen, mit der gleichen Verbindlichkeit heraus. Eine Kategorie für sich, diese Portiers! Meistens hatten sie sich durch „Discretion“ so viel zusammengegaunert, dass sie sich bald selbst ein Hotel kaufen konnten. In diesen Häusern regierten sie dann und zogen wieder Portiers groß. Somit ist also einige Garantie gegeben, dass die Schweizer Concierges niemals aussterben werden. Die 2 Monate, die wir in Zürich verbrachten, vergingen stets wie im Fluge. Mein Hauslehrer sorgte dafür, dass ich Vormittags ausreichend beschäftigt war. Nachmittags hatte ich dann Geigenunterricht bei Paul Essek, der wohl der strengste Geigenlehrer des Jahrhunderts war. In der Freizeit trieb ich dann mein Unwesen in dem herrlichen unergründlichen Dolderwald. Weil ich ja nie im Engadin mit Gleichaltrigen zusammen kam, genoss ich es ganz besonders, auch mal mit anderen Kindern zusammen zu sein. Ich hatte viele mehr oder weniger gut erzogene Kumpane und Kumpaninnen, die ebenfalls im Hotel wohnten. Auch diese waren aus der ganzen Welt zusammengetrommelt und in allen Sprachen wurden Pläne geschmiedet und Streiche ausgedacht. Der tollste Raufbold war Brad Mumm, der Enkel des Champagner-Königs. Wie ein Teufel war auch Kyra Nijinski, die Tochter des russischen Tänzers. Immer artig und wohlgezogen waren aber die griechischen Prinzessinnen, die ja im Exil in der Schweiz lebten. Wir spielten Croquet mit ihnen oder fuhren im Eselswagen auf den unkrautfreien Wegen des Dolderparks. Abends nach dem Diner trafen wir uns dann sauber und gesittet in der Hotelhalle wieder. Wir Jungens im Eton-Anzug und die Mädchen in Miniaturballkleidern. Jede Familie hatte ihren bestimmten Tisch und von diesem tauschte man förmliche Grüße aus. Einige Male in der Woche wurde auch abends getanzt. Wir Kinder wurden dabei voll und ganz geduldet, nur mit dem einen Unterschied, dass wir, wenn es uns am Schönsten

erschien, ohne Widerspruch Gute Nacht in allen Sprachen sagen mussten. Achmed, der schwarze Liftboy setzte uns dann in unseren einschlägigen Stockwerken ab und wir trollten uns artig in unsere Federn. Eine ganze Weile hörte man noch von Ferne Tanzmusik und Stimmengewirr, um dann in einen langen tiefen Schlaf zu versinken.

Einige Jahre hintereinander wiederholte sich so der Ritus unserer Frühjahrsreise nach Zürich, bis der erste Weltkrieg mit seinen abscheulichen Auswirkungen unserem glücklichen Leben in der Schweiz ein jähes Ende setzte. Die Revolution im November 1918 kam und mit ihr die Geldentwertung, so dass es meinen Eltern nicht mehr möglich war, in der Schweiz zu bleiben. Mein Vater hatte den größten Teil seines Vermögens in Kriegsanleihe angelegt und das war nun die Quittung. Meine Eltern waren über Nacht bettelarm geworden. Der Brief der Bank in Zürich sagte alles. Wir hatten Schulden und das große Vermögen meines Vaters bot durch die rapide Geldentwertung kein Äquivalent mehr. Ich werde den Tag nie vergessen, an dem es uns allen mit Schrecken klar wurde, dass wir vis-à-vis de rien standen. An diesem Tage waren wir alle verzweifelt, aber schon am nächsten Tag begann meine Mutter mit ihrer starken Hand unser Schicksal zu meistern. Eines war klar, wir mussten unser beliebtes Engadin verlassen, aber kein Mensch durfte durch unser Missgeschick betroffen werden. Jeder Lieferant, jeder Handwerker musste seine Forderungen auf den Centime erhalten. So kam es, dass meine Mutter ihren Schmuck und ihre Perlen ohne ein Wort der Klage opferte. Meine Eltern hatten einige Jahre zuvor ihre Silberne Hochzeit gefeiert und dadurch war der Bestand an Silber auf eine beachtliche Höhe angestiegen. Auch das Silber ging den gleichen Weg wie der Schmuck. Ich sehe noch meine Geschwister vor mir, wie sie die silbernen Teller auf der Küchenwaage abwogen, um sie für den Gewichtspreis an einen Züricher Juwelier zu verkaufen. Man hätte einen wesentlich höheren Preis dafür erzielen können, wenn man die Sachen nach und nach privat verkauft hätte, aber meine Eltern brannten darauf, so schnell wie möglich schuldenfrei dazustehen. Einige besonders wertvolle Silbergegenstände wie Suppenterrinen und Kaffeekannen hatten wir einem schwerreichen Schweizer Ehepaar zum Verkauf angeboten. Sie waren begeistert von allem und fanden alles viel zu billig. Auf die Bemerkung meines Vaters hin, dass man ja die eingravierten Wappen mit Leichtigkeit entfernen könnte, meinten sie nur strahlend, dass sie doch gerade die Wappen so wunderschön fänden. Alle unsere geliebten Privatsachen mussten auch verkauft werden. Ich sehe meine Mutter noch mit versteinertem Gesicht, als man ihren Konzertflügel durch den Schnee schleppte. Der Flügel war das Hochzeitsgeschenk ihres Patenonkels Karl v. Siemens. Der Flügel steht heute noch im *Palace* Hotel in St.Moritz und die Tanzkapellen entlocken ihm andere Töne als er es gewohnt war. Endlich kam der Tag heran, dass die Summe der Verkäufe unsere Schulden überschritt. An einem strahlenden Engadiner Morgen des Jahres 1920 verließen meine Eltern mit mir St.Moritz. Wir waren unsagbar traurig, unserer zweiten Heimat den Rücken kehren zu müssen. Es begann doch für uns ein gänzlich neues Leben und keiner wusste, wie es sich gestalten würde. Der einzige Trost war noch, dass Großmutter Gruner das Riesenpalais in der Karl-Tauchnitz-Straße in Leipzig besaß, dessen einziger und rechtmäßiger Erbe mein Vater war. Seine Schwester war bereits viele Jahre zuvor ausgezahlt worden.

Nach einer entsetzlichen Reise in der 3.Klasse kamen wir todmüde in Leipzig an, wo man uns gütigst 2 Zimmer im Palais Gruner zugewiesen hatte. Als erstes eilten wir an das Bett der greisen Großmutter, die meinen Vater mit den Worten empfing: „Ja, mein Junge, das Haus ist verkauft!“ So wurden wir vor die vollendete Tatsache gestellt. Die Schwester meines Vaters und deren Schwager hatten die alte Frau quasi entmündigt und sie zu dem Verkauf des Hauses veranlasst ohne meinem Vater ein Wort davon zu sagen. Man hatte meinem Vater jegliche Chance genommen, ein Veto bei dem verbrecherischen Treiben einzulegen. Es gab noch manche Szene, aber mein Vater war zu anständig und zu schwach, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Wir durften aber gütigst in dem Haus bleiben, bis der neue Käufer in das Haus einzog. Wir bekamen täglich zu hören, dass man jetzt räumen musste. Es verging kein Tag, an dem man uns nicht irgend ein Möbelstück aus den Zimmern nahm, das die Großmutter angeblich verkauft oder verschenkt hatte. Am Tollsten trieb es die alte „treue“ Haushälterin, die einfach für ihr Konto zu Gelde machte, was nicht niet- und nagelfest war. Es war wirklich ein ganz reizender Aufenthalt !

Parallel mit dieser Leidenszeit begann für mich eine weitere. Ich wurde an der Thomasschule angemeldet und musste dort zum ersten Male auf einer Schulbank sitzen.

Meinem Alter und dem Lehrplan gemäss wurde ich in die Quarta gesteckt, aber hier zeigte es sich schon am ersten Tag, dass ich wohl in Sprachen viel weiter war, jedoch keine Ahnung von Mathematik, Algebra und Geometrie hatte. In diesen Fächern hatte mir Rasputin ganz einfach gar keinen Unterricht erteilt, da er selbst nicht den geringsten Dunst von dieser Materie hatte. Auch in Naturwissenschaften wurde ich von ihm nicht unterrichtet, unter der Begründung, dass ich mich von mir aus genug mit Viehzeug, Elektrizität und Mechanik beschäftigte. Daher sei ein Unterricht von seiner Seite nicht nötig. Der normale Weg wäre ja eigentlich gewesen, gerade diese Fächer bei mir zu fördern, im Hinblick auf mein allergrößtes Interesse an diesen Gebieten.

Vielleicht wäre dann ein ganz brauchbarer Naturwissenschaftler aus mir geworden. Meine Eltern hatten Rasputin blind vertraut und freuten sich, wenn ich an jedem Samstag eine andere Schiller'sche Ballade aufsagte. Auch wurden meine Hefte stets mit guten Zensuren vorgelegt. Der Erfolg von Rasputins Unterricht war jedenfalls, dass ich nach 8 Tagen Quarta in die Quinta der Thomasschule versetzt wurde. Aber selbst da wollte es mit der Mathematik nicht so recht klappen. Dies war für mich natürlich ein böser Staucher. Aber nicht nur diese Umstände nagten an mir. Ich hatte zum ersten Male Mitschüler, denen es offenbar allergrößten Spaß machte, mich von meiner absoluten Unverdorbenheit zu kurieren. Man brachte mir Ausdrücke bei, die ich in meinem Leben noch niemals gehört hatte. Als Lehrer hatte man ja an Hecken und Zäunen alte Krippensetzer zusammengetrommelt, denn die jungen waren ja alle im Krieg gefallen. Einer von diesem alten Paukern trat plötzlich auf mich zu und sagte : „Wo kommst Du her, Du verwehrlostes Subjekt? Aus der Schweiz? Was hast Du da getan? - Aha, Lämmchen gehütet!“ Er meinte wohl, ich sei ein Sennenbub. Zum Glück dauerte das Gastspiel als Thomaner nicht lange, denn bald brach der Kapp-Putsch aus, der damit endete, dass die Zeitfreiwilligen und die Noske-Truppen Ruhe stifteten. Es wurde aber dennoch genug Unheil angerichtet und viele Häuser wurden von den Roten angezündet. Auch zu uns kamen die Spartakisten mit der Behauptung, wir hätten aus dem Fenster geschossen. Nach einer gründlichen Haussuchung empfahlen sich diese Herren bald unter Mitnahme von vielen Zigarren. Bald waren wieder normale Verhältnisse hergestellt. Die Straßenbahnen fuhren wieder und die Theater und Konzertsäle öffneten wieder ihre Pforten.

In diese Zeit fällt eines meiner markantesten Erlebnisse. Ich durfte zum ersten Male mit meiner Mutter in das Gewandhaus gehen. Es war die Bruckner Sinfonie Nr.5 Durch irgend einen unglücklichen Zufall war eine Verwechslung der Eintrittskarten passiert und wir standen vor dem Gewandhaus und durften nicht hinein. Meine Mutter fasste sich aber dennoch ein Herz und drang bis zu Vorstandsloge vor, mich im Matrosenanzug hinter sich herziehend. Wir landeten schließlich auch vor Max Brockhaus, dem Präsidenten des Gewandhauses. Dass er nach vielen Jahren einmal mein Schwiegervater werden sollte, kam mir damals noch nicht in den Sinn. Er war bestimmt nicht sonderlich erbaut, dass er mitten im Konzert gestört wurde. Er bewahrte aber dennoch Fassung, küsste meiner Mutter die Hand und ließ durch den Logenschließer 2 Stühle hereintragen. Mein Schwiegervater möge uns diese Störung verzeihen. Er hat sich damals bestimmt nicht zu knapp darüber geärgert.

* * *

Die folgenden 50 Seiten des 1.Teils bis 1940 sollten dem Familienkreis vorbehalten bleiben und sind nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.

Bühl, 25.01.2021

Ferdinand Gruner